

JEANETTE ANGELL

Callgirl

Buch

Wie es anfang? Sie war 34, da verließ sie ihr Freund wegen einer anderen. Und nicht nur das. Er verschwand mitsamt ihren Ersparnissen. Sie brauchte also dringend Geld, und die Anzeige verhiess einen Ausweg aus ihrer prekären Situation: Ein Begleitservice suchte neue Mädchen. Ihr unkonventionelles Engagement führte Jeannette Angell in eine doppelte Karriere: tagsüber war sie die taffe, zielstrebige Dozentin an der Uni, abends wechselte sie das Fach und wurde zur hoch bezahlten, heißen Liebesdienerin. In ihrer Autobiografie beschreibt sie ihr aufregendes Doppelleben wie ein spannendes soziologisches Experiment.

Autorin

Jeannette Angell, Tochter eines Franzosen und einer Amerikanerin, wurde 1956 in Angers, Frankreich, geboren. Mit 21 Jahren ging sie in die USA, studierte u. a. an der Yale University und der Boston University zunächst Kirchengeschichte, dann Soziologie, Geschichte, Religionswissenschaften und Anthropologie. Anfang der neunziger Jahre begann sie, tagsüber als Dozentin in Harvard, am M.I.T. und am Salem State College tätig zu sein, während sie nachts als hoch bezahltes Callgirl einer exklusiven Escort-Service-Agentur arbeitete. Ihr Seminar zum Thema »Prostitution« war bei den Studenten besonders beliebt. Seit einigen Jahren widmet sich Jeannette Angell ganz dem Schreiben. Sie lebt heute mit ihrem Mann, ihren Stiefkindern und ihren Katzen in Boston und arbeitet an einem neuen Roman.

Jeanette Angell

Callgirl

Meine lukrative Exkursion
in das älteste Gewerbe
der Welt

Aus dem amerikanischen Englisch
von Maren Klostermann

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien
unter dem Titel »Callgirl«
bei The Permanent Press, Sag Harbor, New York

Deutsche Erstveröffentlichung

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Juli 2004

© 2004 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

© 2003 der Originalausgabe by Jeannette Angell

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
literarische Agentur Thomas Schück GmbH, 30827 Garbsen

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: CORBIS / Franco Vogt / AX069463

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck: GGP Media GmbH

Verlagsnummer: 15300

Redaktion: Diane von Weltzien

KF · Herstellung: Sebastian Strohmaier

Made in Germany

ISBN 3-442-15300-X

www.goldmann-verlag.de

Einleitung

Die Leute fragen mir ein Loch in den Bauch. *Das* hast du gemacht? Du machst Witze, oder? Wie bist du da rangekommen? Wie ist das denn so? Was für Männer kommen zu solchen Agenturen? Was sind das für Frauen, die da arbeiten?

Vor allem Männer sind absolut fasziniert von dem Thema. Sie wollen ununterbrochen darüber reden, sie stellen immer wieder dieselben Fragen, sie können gar nicht genug davon bekommen. Für sie ist es ein willkommener Einblick in eine geheimnisvolle, halb verbotene Welt, die von Pornos karikiert, von Konservativen bekämpft und von nahezu jedermann mit ganz eigenen Vorstellungen verknüpft wird. Männer werden von einem wohligen Schaudern erfasst, wenn sie daran denken. Frauen fragen sich, wie es wäre, sich (fürstlich) für etwas bezahlen zu lassen, das sie regelmäßig gegen eine andere Währung eintauschen.

Am Ende schauen die Leute mich dann unweigerlich ein bisschen ängstlich an. Ich könnte eine von ihnen sein, ich *bin* eine von ihnen. Ich bin ihre Schwester, ihre Nachbarin, ihre Freundin. Ich sehe nicht so aus, wie man sich eine Hure vorstellt. Vielleicht bin ich ihnen deshalb unheimlich.

Sie möchten, dass Callgirls anders, dass sie erkennbar sind. Dann fühlen sie sich sicherer.

Doch in Wirklichkeit sieht man es uns normalerweise nicht an. Klar, bei den Mädels, die nachts auf der Straße stehen, bei denen sieht man es. Aber diese Frauen jagen mir ehrlich gesagt selbst eine Heidenangst ein. Als ich einmal nachts mit Peach unterwegs

war, haben wir die Autotüren verriegelt, als wir an ihnen vorbeifuhren – und dabei sind wir doch angeblich Kolleginnen, die im selben Geschäft arbeiten. Die Wahrheit ist, dass wir nichts gemeinsam haben.

Callgirls (Frauen, die für Begleitagenturen arbeiten, insbesondere für teure oder von Frauen geleitete) unterscheiden sich nicht von anderen Frauen. Sie sind nicht mal unbedingt hübscher. Deshalb sind wir den Leuten so unheimlich – weil wir die Frau von nebenan oder die eigene Ehefrau sein könnten.

Vielleicht sind wir es.

Eigentlich hasse ich es, wenn man Bücher benutzt, um übers Fernsehen zu schreiben, aber hier muss ich mal eine Ausnahme machen. Zurzeit schaue ich mir regelmäßig *The West Wing* an, eine intelligente, witzige Serie mit einem Schuss Zeitkritik und viel Verständnis für menschliche Schwächen. Ich bin beeindruckt von den Charakteren, von ihrer Nachdenklichkeit und ihrer Spielfreude.

Doch in einer frühen Folge brachte eine der Figuren gegenüber einem Callgirl genau die vorherrschende Meinung zum Ausdruck, nämlich dass sie als Callgirl über keinerlei Moral verfüge, dass sie für Geld alles tue, dass sie nicht nur ihren Körper, sondern sich selbst verkaufe. Und dass ihr Beruf weiß Gott nichts sei, auf das sie stolz sein könne.

Welche andere Berufsgruppe würde sich solche Ansichten gefallen lassen?

Ob Sie es glauben oder nicht: Callgirls *haben* moralische Grundsätze. Wie alle anderen Bürger treffen wir Entscheidungen auf Grund unserer eigenen religiösen und/oder moralischen Überzeugungen. Wir haben politische Meinungen, wählen Demokraten oder Republikaner, verfechten unabhängige, sozialistische oder liberale Ansichten. Einige von uns sind nett zu kleinen Tieren. Wir sind weder sexbesessen noch nymphomanisch. Wir haben Bezie-

hungen, wir entwickeln Vertrauen, und wir bewahren Geheimnisse. Wir sind Töchter, Schwestern und Mütter; wir sind Ehefrauen.

Die Wahrheit ist, dass die Männer uns brauchen. Und das bereitet ihnen Unbehagen. Also geben sie uns die Schuld daran. Deshalb müssen moslemische Frauen vor den Männern versteckt werden – es ist ihre Schuld, dass Männer durch ihren Anblick in Versuchung geraten. Deshalb sind »Nutten« unmoralisch – weil es ihr Job ist, sich um das Unmoralische im Menschen zu kümmern.

Ich möchte die Leser bitten, das alles für eine Weile beiseite zu schieben, ihre Vermutungen und ihre Erziehung zu vergessen. Ich möchte sie bitten, sich für einen Weile von ihren Schuldgefühlen, ihren Vorurteilen, ihren fest gefügten Ansichten zu befreien und sich für meine Geschichte zu öffnen.

Im Jahr 1995 hatte ich gerade in Sozialanthropologie promoviert und ging davon aus, dass ich bald eine feste Stelle mit Kündigungsschutz an einer angesehenen höheren Bildungsanstalt antreten würde. Was ich stattdessen bekam, waren mehrere befristete Beschäftigungsverträge als freie Dozentin, weil die meisten Universitäten keine oder nur noch sehr wenige Professuren ausgeschrieben. Immerhin hatten wir die Neunziger, und Stipendien und andere finanzielle Mittel wurden nicht mehr so großzügig verteilt wie früher. Aber ich wollte trotzdem weitermachen, weil es nicht nur der Beruf war, den ich mir ausgesucht hatte, sondern auch meine Berufung.

Als ich anfang, für einen Escort-Service zu arbeiten, unterrichtete ich verschiedene Kurse, die jeweils über ein Semester liefen. Bei Semesterende erhielt ich die nicht besonders stolze Summe von 1300 Dollar (brutto) pro Seminar.

Die Frau, die ich Peach genannt habe, leitete eine Agentur, die man als Begleitagentur der mittleren Kategorie bezeichnen könnte. Tja, wie erkläre ich das am besten? Zu Peach kamen nicht die

berühmten Rockstars, die ein Konzert in der Stadt gaben, aber deren Gefolge. Zu ihr kamen Männer, die an der Spitze von Unternehmen standen, aber es waren nicht unbedingt Unternehmen mit allgemein bekannten Namen. Ihre Kunden besaßen Eigentumswohnungen in den Four Seasons, aber nicht im Customs House. Zu Peach kamen keine Kunden, die einen schnellen Blowjob im Auto verlangten, aber auch selten Männer, die das Mädchen für eine Woche mit auf die Bahamas nehmen wollten.

Peach suchte ihre Mitarbeiterinnen per Inserat. Die Inserate hoben sich von anderen derartigen Stellenanzeigen ab, weil sie ein Mindestmaß an Colledgebildung verlangten. Fakt ist, dass Peach zur Tilgung zahlreicher studentischer Ausbildungsdarlehen beigetragen hat. Sie hatte sich auf eine Nische spezialisiert: Sie verstand sich gut mit Kunden, die sich als Beigabe zum Sex eine intelligente Unterhaltung wünschten. Sie weckte Loyalitätsgefühle bei ihren Callgirls und bei ihren Klienten, und sie war gegenüber beiden Seiten um Fairness bemüht.

Zu ihren Klienten gehörten Universitätsdozenten, Börsenmakler und Juristen. Es waren Unterweltgrößen, die Peach anboten, ihre Probleme für sie »in Ordnung zu bringen«, oder Computerfreaks, die bei Cup C nicht an die Körbchengröße, sondern an Laufwerke dachten. Sie besaßen Gaststätten, Nachtclubs und Fitnesscenter. Zu den Kunden von Peach gehörten behinderte, gestresste, unbeholfene oder kontaktscheue Männer ebenso wie angehende Ehemänner, die ihren Abschied vom Junggesellenleben feiern wollten. Sie trafen sich mit den Frauen in Büros, in Restaurants, auf Schiffen und in ihren eigenen Ehebetten, in schäbigen Motels an Einkaufsstraßen oder in einer Suite des Park Plaza Hotels. Es war die unsichtbarste, unauffälligste Gruppe von Männern in Boston, deren einzige Gemeinsamkeit darin bestand, dass sie es sich leisten konnten, 200 Dollar für eine Stunde in angenehmer Gesellschaft zu zahlen.

Sie nutzten die Zeit, für die sie zahlten, auf die unterschied-

lichste Weise, und das ist auch meine übliche Antwort, wenn jemand (und irgendjemand tut das in Gesprächen über diese Profession garantiert) etwas Abwertendes über die vermeintliche Erniedrigung sagt, die seiner Ansicht nach damit verbunden ist, wenn man Sex gegen Geld tauscht. Denn nach meiner Erfahrung ergibt das keinen Sinn.

Vielleicht halten Sie das jetzt für bloße Wortklauberei, doch lassen Sie mich erklären, was ich meine. Viele Menschen in einer Vielzahl von Berufen werden nach Stunden bezahlt, richtig? Konzernchefs engagieren zum Beispiel Unternehmensberater, weil diese über Fähigkeiten auf einem bestimmten Fachgebiet verfügen, die der Unternehmensleiter sich selbst aneignen, für seine Firma nutzen oder an seine Mitarbeiter weitergeben möchte. Der Unternehmensleiter – oder Kunde – bezahlt den Consultant nach Stunden. In dieser Zeit erledigt der Berater bestimmte vorher ausgehandelte und in gegenseitigem Einvernehmen festgelegte Aufgaben für den Klienten.

Der Berater nutzt sein Fachwissen und seine Erfahrung, um eine kreative Leistung für den Kunden zu erbringen. Er verkauft nicht sich selbst. Er ist ein Experte auf seinem Gebiet und bietet eine professionelle Dienstleistung an. Er verfügt über Fachkenntnisse, für die eine Nachfrage besteht, und der Kunde ist bereit, einen vorher festgelegten Stundenlohn dafür zu bezahlen. Was der Berater letztlich verkauft, ist seine Zeit. Er behält sein Fachwissen, und der Kunde behält das Produkt, aber die Stunden, die in das Projekt investiert wurden, sind hinterher nicht mehr da.

Ein Callgirl ist eine Beraterin, die ihre Fachkenntnisse und Erfahrungen in der Verführungskunst nutzt und Lust bereitet; sie erfüllt einen mündlichen Vertrag mit einem Kunden, der sie nach Stunden bezahlt, damit ein ausgehandeltes Projekt abgeschlossen wird. Sie ist eine Expertin auf ihrem Gebiet und bietet eine professionelle Dienstleistung an. Sie verfügt über Fachkenntnisse, für die eine Nachfrage besteht, und der Kunde ist bereit, ei-

nen vorher festgelegten Stundenlohn dafür zu zahlen. Sie setzt ihr Wissen und ihre Erfahrung ein, um eine kreative Leistung für den Klienten zu erbringen; sie verkauft weder sich selbst noch die Mittel, die sie für die Erledigung ihrer Arbeit benötigt.

Wenn diese beiden Personen durch einen tiefen Abgrund voneinander getrennt sind, wenn die Erniedrigung des einen weit größer ist als die des anderen, dann müsste mir das mal jemand genauer erklären, denn ich sehe da offen gesagt keinen Unterschied.

Einige meiner Freundinnen arbeiten als Bedienung, als Kellnerinnen in so genannten gehobenen Restaurants an der Newbury Street und der Columbus Avenue oder im Hafenviertel, aber ich könnte *nie im Leben* ertragen, was sie den ganzen Abend aushalten müssen. Für kein Geld der Welt.

Apropos Geld: Der Stundenlohn eines Callgirls ist ziemlich gut. Schließlich müssen wir das, was wir bekommen, mit niemandem teilen: weder mit dem Staat oder der Steuerbehörde noch mit der Sozialversicherung. Ich korrigiere mich: Es ist ein *verdammt* guter Stundenlohn.

Manche Kunden wollen keinen Sex. Einsame Männer suchen manchmal nur nach Gesellschaft, nach einem Menschen, der ihnen zuhört, und bezahlen dafür gern den vollen Stundenlohn. Ich erinnere mich an eine Szene aus dem Film *Frankie und Johnny*. Al Pacino, gerade aus dem Gefängnis entlassen, engagiert eine Frau, damit sie sich in Löffelstellung mit ihm ins Bett legt – damit er sich in die Kuhle ihres Körpers kuscheln und dort einschlafen darf, während sie ihn einfach im Arm hält. Ich fand diese Szene immer sehr bewegend.

Einige Kunden nutzen die Zeit für öffentliche Auftritte in Restaurants oder Konzerten, entweder weil sie wirklich Gesellschaft für diese Aktivitäten wünschen oder weil sie damit prahlen möchten, dass sie mühelos eine hübsche Frau für eine Verabredung finden. Einige Klienten verwechseln uns mit Therapeuten

und nutzen die Zeit, um zu reden, um ihre Probleme und ihre innere Leere mit jemandem zu teilen.

Doch die Wahrheit ist, dass die meisten Kunden Sex wollen. Einige haben es am liebsten schnell und effizient und stellen es der Frau dann frei zu gehen. Andere möchten lieber, dass der Sex in eine Art Verabredungsprogramm eingebaut wird, und fangen an zu streiten, wenn sie der Ansicht sind, sie hätten eine Minute weniger bekommen als vereinbart. Und dann gibt es noch jede erdenkliche Variante zwischen diesen beiden Extremen.

Aus mehreren Gründen, die Sie sicherlich verstehen werden, habe ich bis auf meinen eigenen alle Namen in diesem Buch geändert. Aber die Menschen, die ich beschreibe, sind nicht erfunden, sondern so real wie ich. Alles, was ich beschreibe, ist tatsächlich Mitte der Neunzigerjahre in Boston passiert.

Also dann ... gehören Sie zu den Menschen, die neugierig sind, die sich Fragen stellen, die es wissen wollen? Wollen Sie wissen, was wir denken, wie wir fühlen, wer wir sind?

Dann heiÙe ich Sie in meiner Welt willkommen.

Kapitel 1

»Vorsicht an der Bahnsteigkante! Vorsicht an der Bahnsteigkante!« Ich stand auf einem Bahnsteig der Londoner U-Bahn und hörte der körperlosen Stimme zu, die mich im Ton einer leicht gereizten Nanny anwies, auf meine Füße zu achten. Ich wusste die Fürsorge zu schätzen, auch wenn der Ton zu wünschen übrig ließ.

Also stand ich dort und achtete gehorsam auf die Bahnsteigkante, während ich über das Inserat in der Zeitung nachdachte, die zusammengefaltet in meiner Umhängetasche steckte. Ich hatte das Gefühl, dass es mir meilenweit anzusehen war – dass jeder auf dem Bahnsteig genau wusste, was ich überlegte und was in der Anzeige stand.

Ich hatte den *Phoenix* bei meiner Abreise in Boston eingesteckt – einem spontanen Impuls folgend, der nicht wirklich ein spontaner Impuls war, sich aber auf jeden Fall als solcher tarnte. Das ist bei meinen Impulsen meistens so. Ich war für eine Woche in London, um einige Vorlesungen an der London School of Economics zu halten, aber meine Gedanken kreisten nicht unbedingt um meine Arbeit.

Was natürlich so nicht hätte sein dürfen. Es war eine Ehre und ein Privileg, hier sein zu dürfen, und mein Berufsleben sollte eigentlich nicht darunter leiden, dass ich gerade einige Probleme in meinem Privatleben hatte. Aber so läuft es normalerweise immer, oder? Man denkt, man kann die einzelnen Bereiche fein säuberlich voneinander trennen, alles schön in verschiedene Fächer sortieren, so dass nichts durcheinander gerät. Tja, Pustekuchen!

Mein Privatleben schrie nach Aufmerksamkeit. Laut. Ich brauchte Geld. Ich brauchte viel Geld, und zwar schnell.

Ich brauchte das Geld, weil Peter, mein jüngst verflüssigter Lebensabschnittsgefährte, nicht nur beschlossen hatte, nach San Francisco zu fliegen, um sich mit irgendeiner Ex zusammenzutun (mit der er, wie sich später herausstellte, die ganze Zeit hinter meinem Rücken gevögelt hatte), sondern vor seiner Abreise auch noch mein Bankkonto abgeräumt hatte. Der Mann war ein echter Glückstreffer.

Die Miete war fällig. Auf dem nun leeren Bankkonto hatte sich das gesamte Geld befunden, von dem ich bis zum Ende des Semesters leben musste. Erst dann würden die beiden Collegen, an denen ich im Wahlfach Soziologie unterrichtete, mein Honorar bezahlen. Diese vorgegebenen Rahmenbedingungen erforderten eine langfristige Haushaltsplanung und ließen keinen Raum für zusätzliche oder unerwartete Ausgaben.

Peters Verschwinden erfüllte alle Kriterien einer unerwarteten Ausgabe.

Auf jeden Fall waren es noch volle zwei Monate bis zum Ende des Semesters. Deshalb brauchte ich eine Menge Geld.

Ich bewältigte die Krise auf meine gewohnte Art. Den ersten Abend verbrachte ich damit, mich zu betrinken und mir selbst unendlich Leid zu tun. Am nächsten Morgen stand ich auf, tat, was ich konnte, um meinen Kater zu bekämpfen, und stellte eine Liste auf. Ich liebe Listen. Schon seit ich denken kann. Listen geben mir die Illusion, alles unter Kontrolle zu haben. Ich listete alle Möglichkeiten auf, wie ich zu Geld kommen könnte.

Die Liste war sehr kurz.

Das Einzige, was ich auf keinen Fall tun würde, war, in irgendeiner Form um Hilfe zu bitten. Weder meine Familie noch den Staat Massachusetts. Ich war diejenige, die das schlechte Urteilsvermögen gezeigt hatte. Es war nicht einleuchtend, dass andere Leute für meine Fehler bezahlen sollten. Obwohl ich die Worte

»staatliche Hilfe« auf meine Liste geschrieben hatte, übersprang ich also diesen Punkt und nahm mir die anderen Optionen vor.

Stirnrunzelnd betrachtete ich die verbleibenden Möglichkeiten, strich als Erstes »Kinderbetreuung« durch, weil ich zum einen wirklich ungeeignet für diesen Job bin und weil er zum anderen so schlecht bezahlt wird, dass es kaum einen Unterschied gemacht hätte. Dann betrachtete ich wieder stirnrunzelnd die restlichen Möglichkeiten.

Ich musste *eine* dieser Optionen ausprobieren. Es waren nicht mehr viele übrig. Ich atmete tief durch und machte mich an die Arbeit.

Ich wählte eine Nummer, die ich in einer der Studentenzeitschriften gefunden hatte. Es war eine dieser allgegenwärtigen Anzeigen für die bekannten Jobs, bei denen man in winzigen Kabinen sitzt und Anrufe für 0190-Nummern entgegennimmt. Hallo, wir suchen Frauen für heißen Telefonsex, die jeden Anrufer davon überzeugen, dass sie ganz scharf auf ihn sind ...

Tatsächlich hatte mein Exfreund, diese miese Ratte, einmal zu mir gesagt, er finde meine Stimme sexy. Es war also einen Versuch wert. Ich würde das natürlich, wenn überhaupt, nur ein einziges Mal machen.

Dass ich das Ganze nicht wirklich gründlich durchdacht hatte, wurde mir spätestens beim Vorstellungsgespräch klar, das in jeder Hinsicht abstoßend war. Ich hatte mir im Vorfeld keine wirkliche Vorstellung davon gemacht, wie Furcht erregend die Realität aussah: Lange Reihen winziger Glaszellen, in denen Frauen mit Kopfhörern saßen und redeten. Sie redeten ohne Unterbrechung. Pausenlos blinkten irgendwelche Lämpchen auf ihren Apparaten. Die meisten Frauen waren mittleren Alters, mit schlaffer Haut und knallbuntem Make-up und strahlten eine Gleichgültigkeit aus, die vielleicht grausam gewirkt hätte, wenn das Ganze nicht so trostlos gewesen wäre.

Ich hatte auch nicht mit dem schmierigen Typ gerechnet, der

für einen Personalchef entschieden zu jung war und entschieden zu viele Piercings trug. Er würdigte mich keines Blickes, während er seine Worte an einem Zahnstocher vorbeiquetschte, der an seiner Unterlippe klebte. Seine Augen lösten sich nicht einen Augenblick von den Seiten eines Pornomagazins, das er gerade durchblätterte. »Alles klar, Süße. Acht Dollar die Stunde, und mindestens zwei Anrufe.«

»Was heißt ›mindestens zwei Anrufe‹? Zwei Anrufe die Stunde?«

Daraufhin sah er mich das erste Mal an. Ich konnte nicht sagen, ob amüsiert oder mitleidig. »Mindestens zwei Anrufe *gleichzeitig*.«

Ich starrte ihn an. »Sie meinen, ich soll zwei verschiedene Leute in der Leitung halten ...?«

»Exakt.« Er klang tödlich gelangweilt. »Wenn der eine 'ne ukrainische Bodenturnerin will und der andere 'ne tätowierte Lesbe, spielst du eben beide. Zeit ist Geld. Was is', willst du den Job?«

Ich stellte mir gerade vor, wie die Kunden reagieren würden, wenn ich sie verwechselte. Unbeschreiblich. Wie ich mich kannte, würde mir das garantiert passieren. Und dieser ganze Horror für acht Dollar die Stunde. Ich sollte es lassen.

Also gab ich auf, zerriss die Liste und geriet wieder für eine Weile in Panik wegen des Geldes. Die Rechnungen flatterten weiter ins Haus, wie Rechnungen das zu tun pflegen – die Zeit bleibt einfach nicht stehen, bloß weil man bankrott ist. Ich konnte die offiziell aussehende Schrift durch den verrosteten Schlitz meines Briefkastens erkennen: Formbriefe, dünne Umschläge. Einige hatten einen roten Streifen an den Kanten. Ich brauchte sie nicht zu öffnen. Ich wusste, was drinstand.

Passenderweise unterrichtete ich im Wahlfach Soziologie gerade ein Seminar mit dem Titel »Über Tod und Sterben«. Ich sage passenderweise, weil ich den Kurs mit entsprechend düsteren Gedanken begleitete. Ich teilte die Studenten in Diskussionsgruppen

auf, starrte über ihre Köpfe hinweg aus dem Fenster und spürte die kalte Klaue der Furcht in meinem Magen. Irgendwie kamen wir in diesen Wochen auf das Thema Selbstmord zu sprechen.

Es klang nach einer durchaus bedenkenswerten Option.

Doch nach und nach kehrten meine Gedanken immer häufiger zur Zeitung zurück. Nachdem ich beschlossen hatte, dass ich unmöglich eine ukrainische Bodenturnerin und eine tätowierte Lesbe in einer Person sein konnte, überschlug ich die Stellenanzeigen für die 0190-Nummern, warf aber trotzdem gelegentlich einen Blick in den »After Dark«-Teil des *Phoenix*.

Auf den Seiten, die nach den Stellenanzeigen für den Telefonsex folgten, standen die Inserate der Begleitagenturen.

Ich warf immer wieder einen Blick darauf, schlug dann schnell die Zeitung zu und ließ meine Katze Scuzzy darauf schlafen, während ich so tat, als ob nichts wäre und stattdessen die Essays meiner Studenten korrigierte. Und doch ... und doch.

Warum nicht?

War der Gedanke völlig abwegig? Wollte ich wirklich neben meinem normalen Pensum noch 50 Stunden die Woche für einen Hungerlohn in einem Laden der Borders-Buchhandelskette oder in einem Starbucks-Café arbeiten? Das waren schließlich die nächsten Optionen auf meiner Liste. Ich war sogar schon zu einem Vorstellungsgespräch bei Borders gewesen. Dort hatte man mir gesagt, ich könne jederzeit anfangen.

Etwa zu jener Zeit meldete sich eine Stimme in meinem Kopf. Sie klang verdächtig nach der Stimme meiner Mutter, und die Stimme war überhaupt nicht glücklich über die Richtung, die meine Gedanken nahmen. Interessant war, dass die Stimme mucksmäuschenstill geblieben war, als ich die 0190-Nummern und den Telefonsex in Erwägung gezogen hatte, aber das war vermutlich etwas völlig anderes gewesen. Jetzt würde sie sogar Überstunden einlegen.

Warte doch mal, sagte ich zu der Stimme. Sei mal einen Mo-

ment still. Lass uns darüber nachdenken. Du kannst in einer Glaszelle sitzen und so tun, als hättest du Sex mit zwei (oder am besten mit noch mehr) Männern gleichzeitig, hältst sie solange du kannst in der Leitung und führst dieselben Gespräche 20, 30 oder 40 Mal die Nacht. Oder du machst echten Sex. Einmal die Nacht. Für erheblich mehr als acht Dollar.

Und wo ist der Unterschied? Ehrlich?

Da ist ein Riesenunterschied, erklärte die Stimme. Sie klang entnervt, genau wie die meiner Mutter, wenn ich in einer moralischen Frage anderer Meinung war als sie. Okay, sagte ich, und versuchte, aufgeschlossen zu bleiben: Aber wieso? Wo ziehst du die Grenze? Warum ist das eine halbwegs akzeptabel und das andere überhaupt nicht? Du würdest keinen Sex für fünf Dollar machen. Das verstehe ich. Aber schauen wir mal: Würdest du es für 500 tun? Für 5000? Für fünf Millionen? Ach, das ist was anderes, meinst du? Also ist es doch so, wie Churchill einmal sagte – jeder ist käuflich, es ist nur eine Frage des Preises.

Die Stimme blieb seltsamerweise stumm. Ich konnte es ihr nicht verdenken. Es ist schwierig, Churchill eine freche Antwort zu geben.

Als ich später einige der anderen Callgirls kennen lernte, stellte ich ihnen dieselbe Frage. Warum gilt unverbindlicher Sex mit einem Mann, den man in einer Singles-Bar aufgabelt, als akzeptabel, während Sex als geschäftliches Angebot tabu ist? Was ist moralischer? Marie meinte, sie habe sich entschlossen, für die Agentur zu arbeiten, als sie einmal ernsthaft darüber nachdachte, wie vielen Männern sie erlaubt hatte, ihren Penis in sie hineinzustecken, Männern, vor denen sie sich hinterher gruselte – und das alles umsonst.

Das bringt einen doch ins Grübeln, oder?

Mein Freund, die miese Ratte, hatte mich berühren, küssen und vögeln dürfen. Jetzt fühlte ich mich bei dem bloßen Gedanken an seinen Schwanz, seine Hände oder seine Zunge angewidert und irgendwie schmutzig.

Und die absolute Krönung war ja wohl, dass *ich* am Ende *ihn* bezahlt hatte.

Also schnappte ich mir den *Phoenix*, als ich zum Flughafen in Logan aufbrach, um nach England zu fliegen. Dort saß ich dann im Studentenwohnheim, weil ich mir nichts anderes leisten konnte, schlug den »After Dark«-Teil auf und las die Anzeigen.

Um eine zog ich einen Kreis.

Peach kam schnell auf den Punkt, als wir telefonierten. »Du kannst jeden Kunden ablehnen, wenn dir seine Stimme nicht gefällt, oder du sonst irgendwie ein komisches Gefühl hast«, erklärte sie. »Du kannst alles ablehnen, was du nicht willst. Ich gebe dir volle Rückendeckung. Das Einzige, was du nicht darfst, ist Kunden stehlen.«

»Kunden stehlen?« Ich muss ziemlich verdutzt geklungen haben.

»Genau, ihnen heimlich deine Telefonnummer zustecken, und deinen eigenen Deal mit ihnen machen. Dich hinter dem Rücken der Agentur mit ihnen verabreden. Sie versuchen es immer wieder. Die Stammkunden habe ich ganz gut im Griff, aber bei einem neuen Mädchen versuchen sie es trotzdem immer wieder.«

Kunden zu klauen war mir noch gar nicht in den Sinn gekommen. Ich hatte gedacht, man ließ die Sache über eine Agentur laufen, damit sie einen beschützte. Das hatte ich sogar für den eigentlichen Sinn und Zweck einer Agentur gehalten. Na gut, ich räume ein, dass ich damals noch etwas naiv war.

Peach hielt mir einen kleinen, offenbar gut einstudierten Standardvortrag, und ich versuchte, mir alles zu merken. »Dieses Geschäft ist reine Glückssache, manchmal läuft es ganz gut, manchmal weniger. Du hast das vorher noch nie gemacht? Umso besser: Die Männer mögen das. Ihnen gefällt die Vorstellung, dass sie die Ersten sind. Denk dran: du kannst immer Nein sagen und alles ablehnen. Genau eine Stunde. Ich bekomme 60 Dollar, du

bekommst den Rest. Das Trinkgeld ist für dich, aber freu dich nicht zu früh – die Achtziger sind vorbei. Die meisten geben heute kein Trinkgeld mehr. Also, probier es einfach mal aus. Beschreib mir, wie du aussiehst, und ich arrangiere ein Treffen für dich, danach kannst du dann entscheiden, ob es etwas für dich ist oder nicht.«

Ich hätte schwören können, dass sie mitten in ihrem Vortrag ein Gähnen unterdrückte.

Mir selbst war überhaupt nicht zum Gähnen zu Mute. Ich hatte vielmehr ein ziemlich beklommenes Gefühl, als ich ihre Fragen beantwortete. Doch offensichtlich gab ich die richtigen Antworten und bestand den innerbetrieblichen Test, dem ich unterzogen wurde. Nachdem ich ausgeredet hatte, entstand eine winzige Pause, dann erklärte Peach: »Hmm. In Ordnung. Du kannst dich heute Abend mit Bruce treffen. Ich weiß, er wird dich mögen.«

»Heute?« Bei aller Begeisterung erschien mir das etwas überstürzt. Zu real, zu schnell. Panik erfasste mich. »Peach, ich bin nicht dafür angezogen.« Ich trug Jeans und T-Shirt und darüber eine schwarze Weste und ein olivgrünes Leinenjackett. Das entsprach nicht meiner Vorstellung vom Outfit eines Callgirls. (Als ob ich irgendetwas darüber gewusst hätte: Ich hatte *Half Moon Street* und *Pretty Woman* gesehen. Darin erschöpften sich meine Kenntnisse. Man könnte also von einem etwas beschränkten Bezugsrahmen sprechen.)

Außerdem war die Frage, wie ich angezogen war, nicht das einzige Problem. »Weißt du, ich hatte gehofft, dass wir uns persönlich treffen könnten, bevor ich anfang«, sagte ich. Eben wie bei einem richtigen Vorstellungsgespräch.

»Das ist nicht nötig«, erklärte sie forsch. »Wenn du mich belügst, was dein Äußeres betrifft, sagt der Kunde mir hinterher die Wahrheit. Ich muss dich also vorher nicht sehen.«

»Ich möchte es aber«, entgegnete ich und fand selbst, dass ich bockig klang, wusste aber nicht, was ich dagegen tun sollte. Ich

hatte eigentlich zumindest ansatzweise einen coolen, welterfahrenen Eindruck machen wollen. »Ich meine, es gibt kein Problem. Ich sehe jugendlich aus, ich bin attraktiv, aber ...«, piepste ich. Das klang ja nun wirklich völlig bescheuert. Großartiges Bewerbungsgespräch. Extrem wortgewandt. Mit dieser Eloquenz sollte ich es vielleicht mal als Dozentin probieren.

Im Tonfall von Peach vollzog sich eine kaum merkbare Veränderung. Als ich sie später besser kannte, bemerkte ich diesen subtilen Wechsel in Haltung und Benehmen sofort: Sie schlüpfte in die Rolle der Kindergärtnerin, deren Schützlinge den Anweisungen nicht folgen. Kinder haben zu gehorchen. Erzähl mir nicht, dass du schwierig sein willst. »In meiner Agentur arbeiten ganz unterschiedliche Frauen«, sagte sie. »Unsere Kunden haben alle möglichen Vorlieben. Ich habe bereits einen oder zwei im Sinn, die dir bestimmt gefallen werden – einer ist Chirurg, der andere Musiker. Das sind Männer, die sich gern unterhalten. Sie werden deine Qualitäten zu schätzen wissen und sind nicht einfach nur auf einen kurzen Besuch aus.« Peach achtete darauf, das Wort mit S nicht zu benutzen und nicht weiter ins Detail zu gehen als notwendig. »Kommt schon, Kinder, Schluss mit den Albernheiten. Hör auf Nanny.«

Ich versuchte, weder trotzig noch dickköpfig zu klingen: »Ich möchte dich trotzdem vorher einmal treffen. Ich möchte, dass du mich siehst. Ich möchte mir sicher sein.«

Peach ließ sich nicht erweichen. »Ein Treffen macht erst Sinn, wenn dir die Arbeit gefällt, wenn du weitermachen willst. Und mach dir keine Sorgen – du bist perfekt angezogen. Viele Kunden stehen auf legere Kleidung. Also, mach's oder lass es bleiben. Es ist deine Entscheidung. Ruf mich um sieben an, wenn du willst, und ich treffe die Verabredung für dich.«

Und dabei blieb es. Tu es oder lass es bleiben.

Ich entschied mich fürs Tun.

Sie hielt Wort. Als ich gegen sieben wieder bei ihr anrief, rat-

terte sie Informationen herunter wie ein Maschinengewehr, während ich versuchte, mit ihrem Stakkato-Rhythmus Schritt zu halten und die Daten emsig auf die Rückseite eines Briefumschlags kritzelte. »Er heißt Bruce, seine Telefonnummer ist 555-4629. Dein Name ist Tia – so wolltest du doch genannt werden, oder? Wie auch immer, du bist 26, wiegst 125 Pfund, deine Maße sind 90-60-89. Körbchengröße C. Du bist Studentin. Ruf ihn an, und meld dich noch mal bei mir, wenn du mit ihm gesprochen hast.«

Ich fragte mich, ob sie ihren Mitarbeiterinnen immer erzählte, wie sie vermeintlich aussahen. Aber ich mochte nicht fragen, und später fand ich heraus, dass Peach tatsächlich eine maßgeschneiderte Beschreibung nach den Wünschen des Kunden anfertigte. Im Rahmen des Möglichen natürlich. Doch im Moment fühlte ich mich einfach vom Tempo des Ganzen erschlagen. »Peach«, sagte ich zögernd, »ich rufe an, um dir zu sagen, dass ich es einmal ausprobieren möchte. Wie konntest du mir so schnell einen Kunden besorgen?«

Sie lachte. »Ich hatte das Gefühl, dass du Ja sagen würdest. Und Bruce rufe ich immer an, wenn ich ein neues Mädchen habe. So, jetzt ruf ihn selbst an. Hast du dir alles gemerkt, was ich dir gesagt habe?«

Kaum. Das waren ziemlich viele Daten, dachte ich, während ich auf den Umschlag starrte. Eine Menge Daten, von denen ich mir nie hätte träumen lassen, dass ich sie einmal zur Beschreibung meiner Person verwenden würde. Ich erinnerte mich an einen Satz aus *Half Moon Street*. »Mach dir keine Sorgen. Darunter bin ich nackt!«

Darauf wollten die Kunden von Peach anscheinend nicht blind vertrauen.

Na gut, ich hatte keine Ahnung, wie meine wahren Maße lauteten, aber die angegebenen klangen so gut wie alle anderen. Ich atmete tief durch. Es passierte tatsächlich. Ich arbeitete bei einem Escort-Service!